

Aufgeben? Püäh!

„Wo bin ich?“, fragte ich die Schwester, die gerade eine Infusion an meinem Bett wechselte und hob mühsam den Kopf. Sie schaute überrascht in meine Richtung. „Da sind Sie ja wieder. In der Weserlinik. Sie sind gestürzt, haben sich doppelt die Schulter gebrochen. Ich hole gleich den Arzt“. Ach du Schande. Ich konnte mich an nichts erinnern.

Eine weiß gekleidete Gestalt kam an mein Bett. „Wie schön, dass Sie wieder ansprechbar sind. Sie befinden sich auf der Intensivstation, weil Sie Corona haben, eine Lungenentzündung, Vorhofflimmern und zu hohen Blutdruck“. Das wurde ja immer schlimmer. Bruchstückhaft fiel es mir wieder ein. Wegen meiner Corona Erkrankung lag ich isoliert in meinem Zimmer. Auf dem Rückweg von der Toilette zum Bett wurde mir plötzlich schwindelig, mehr wusste ich nicht. Später erfuhr ich, dass mein Mann den Aufprall hörte und sofort die 112 gerufen hatte. Sie fuhren mich durch Bremen auf der Suche nach einem freien Bett. Die Klinik in der Nähe unseres Stadtteils war komplett belegt, so dass man auf ein Krankenhaus etwas außerhalb ausweichen musste.

In meinem Blut fanden die Ärzte jede Menge Medikamente, so dass die Sanitäter noch einmal zu uns fuhren und alles einsammelten, was sie finden konnten.

Zwei Tage kämpfte ich auf der Intensivstation um mein Leben, dann war ich über den Berg und kam in der Corona Station in ein Einzelzimmer. Hier dachte ich über mein Leben nach und beschloss, alles aufzuschreiben. Die Pfleger und Ärzte bemühten sich sehr um mich, besonders ein junger Arzt schaute Tag und Nacht in mein Zimmer. Er erzählte mir, dass er beeindruckt war von meinem Überlebenswillen. Es stimmte, ich stand jeden Morgen eisern auf, wusch mich, putzte mir die Zähne, kämmte mich und drehte mit meinem Tropf einige Runden durch das Zimmer. In ganz kleinen Schritten gewann ich jeden Tag ein Stück Normalität dazu. Die Nächte waren unruhig, denn mein Zimmer lag genau gegenüber der Nachtwache. Ich hörte jedes Geräusch und jedes Klingeln. Außerdem lag die Klinik in der Nähe des Flughafens, so dass ich auch die Nachtflieger hörte. Aber ich dachte an meine Kinder, biss die Zähne zusammen und kämpfte weiter.

Nach fünf Tagen durfte ich erst mal die Klinik verlassen und nach Hause. Hier empfingen mich meine Kinder und mein Mann. Mein Sohn und meine Tochter hatten ihre Jobs verlassen und waren nach Bremen gereist, weil ich auf der Intensivstation lag. Ich bestand darauf, dass meine Tochter so schnell wie möglich wieder an ihren Arbeitsplatz fuhr. Mein Sohn kam extra aus Island, was mich sehr rührte. Er kümmerte sich um mich, als ich nach zwei Wochen an der Schulter operiert wurde. Wieder lag ich zehn Tage im Krankenhaus, dann musste ich zur Reha. Hier gefiel es mir überhaupt nicht, das jeden Tag zu absolvierende Programm war so eng getaktet, dass ich kaum zur Toilette konnte. Jeden Morgen kam ein Fahrer, holte mich ab und fuhr mich mit Leidensgenossen in die Klinik. Als ich meinen Unmut einmal einem Arzt gegenüber äußerte, legte er mir nahe, doch woanders die Reha zu machen.

Mein Sohn und ich suchten mir einen Platz in einer physiotherapeutischen Praxis in der Nähe unserer Wohnung. Bei einem speziell auf mich zugeschnittenen Programm lernte ich bald, meine Schulter wieder zu bewegen.

Meine Tochter arbeitete damals bei einem Radiosender in Nordfriesland, hatte mit ihrem Partner zusammen eine eigene Sendung. Nach der Musik ihres Programms übte ich jeden Tag eisern mindestens eine Stunde lang, konnte bald auch alleine in diese physiotherapeutische Praxis gehen, so dass mein Sohn nach einiger Zeit zurück nach Island fliegen konnte. Ich war in der Lage, mich alleine an- und ausziehen, mein Frühstück und Abendbrot alleine zu machen, alleine zu duschen. Christian kochte mir mittags leckere gesunde Gerichte, brachte mir vom Einkaufen immer eine Kleinigkeit mit. Dadurch blühte ich auf, mein Wille wuchs. Auch hier galt wieder der Grundsatz: Kleine Schritte, große Wirkung“. Ich bin meinen Kindern bis heute dankbar für diese Fürsorge. Aber mein Sohn meinte einmal, er zahle nur zurück, was ich früher für meine Kinder tat. Natürlich hatte ich mich intensiv um sie gekümmert, wenn sie krank waren, aber dieser Rollenwechsel belastete mich. Ich wollte, dass sie sich wieder um ihre Dinge kümmern konnten. Als sie vor drei Jahren zu Weihnachten nach Hause kamen und wir unseren gewohnten Weihnachtsspaziergang machen konnten, war das für mich mein schönstes Geschenk.

Wenn ich wieder mal alles sehr schwierig empfand, dachte ich daran, was meine Tochter als kleines Mädchen sagte, wenn sie beim Laufen lernen hinfiel: „Aua, püäh“. Dieser Spruch begleitete mich durch die weitere Zeit und ist heute noch mein Leitmotiv.